

# floppy myriapoda

Subkommando für die freie Assoziation

Heft 18, Oktober 2011

## Deux Juin

*pour Knofo*

Avec des larmes dans les yeux, armé d'un chewing-gum, je me bats vers le magasin le plus proche pour prendre des oignons de Nouvelle-Zélande et de la viande morte du poulet. Les enfants vont aimer.

## Zweiter Juni

*für Knofo*

Mit Tränen in den Augen, bewaffnet mit einem Kaugummi, kämpfe ich mich in den nächsten Laden, um Zwiebeln aus Neuseeland zu holen und totes Fleisch vom Huhn. Das wird den Kindern schmecken.

bis der boden b rot kotzt



# Michael Stein, der zärtliche Kotzbrocken

»Zwischentöne sind Krampf im Klassenkampf«, hatte Franz-Josef Degenhardt Ende der inkriminierten 1960er Jahren ironisch als Slogan ausgegeben. Michael Stein war der personifizierte Zwischenton. Als Autor, Polemiker, Satiriker und Vortragender stieß er Leute vor den Kopf, beschimpfte und irritierte. Harmonie war dazu da, sie gleich wieder zu zerstören. Eine Verbrüderung mit dem Publikum war seine Sache nicht. Den Begriff Nonkonformist hätte man für Michael Stein verwenden können, wäre er nicht mittlerweile völlig durch solche Knallchargen wie Götz Aly, Henryk M. Broder, Ulf Poschardt, Alice Schwarzer und Harald Schmidt völlig unbrauchbar geworden. Sich von einer minoritären Position in die gesellschaftliche Mitte zu schleimen, um dort an den massenmedialen Instanzen anzudocken, wird heute als nonkonformistische Regelverletzung bezeichnet. Götz Aly wurde mit seiner Abrechnung mit den 1968ern und seinem Angriff auf das eigene Ich der Vergangenheit (getarnt als Invektive des linken »Wir«) salonfähiger. Die Studentenrebellion 1967/1968 war demnach im Grunde die Fortsetzung des Faschismus mit anderen Mitteln, weshalb Aly sein Buch in Anlehnung an Adolf Hitlers Megaseller gleich »Unser Kampf« (2008) nannte. Gute Idee und ein Verkaufsschlager! Endlich zu Hause in der rechten Mitte angekommen, konnte nur noch ein Lobgesang auf die Bundeswehr fehlen, was als Etüde auf den obersten Dienstherrn nachgereicht wurde. Am 21.12. 2010 verteidigte Götz Aly den Besuch des – damals noch – Dr. Theodor zu Guttenberg und dessen Frau Stefanie im Bund mit Johannes B. Kerner bei der Truppe in Afghanistan. »Grüße aus der Heimat« mussten überbracht werden. Aly bezichtigte alle Kritiker des Neids und unterzog die öffentlich-rechtlichen Medien einer gesalzenen Kritik:

»Es ist eine Schande, dass die öffentlich-rechtlichen, gebührengesätigten Sender – weder um 20.15 Uhr noch zu anderer attraktiver Zeit – eine größere Sendung über das Wohl und Wehe der deutschen Soldaten am Hindukusch zustande bringen. Sat 1 sprang mit Johannes B. Kerner in die Lücke; die Sendung war informativ. Aber schon geht das Gemeale los.«

Henryk M. Broder, stets US-beflaggt und Kai Diekmann anschleimend, nutzt ähnlich wie Alice Schwarzer jede Bühne und Kamera, um endlich teilzuhaben und – unwahrscheinlich subversiv und revolutionär – Sendungen wie »Deutschland sucht den Superstar« zu propagieren. Ulf Poschardt, das kluge Bürschl, der Klassenprimus seiner Generation, ist vor ein paar Jahren auch dort angekommen, wo er am Besten aufgehoben ist: in der »Welt am Sonntag«. In »Monopol«, dem »Kunst- und Stilmagazin« für die Besserverdienenden und FDP-Wähler mit BMW der 3er Klasse, durfte er auch schon mal die wahren Wohltäter für Deutschland als geschmacksbildend preisen: Gloria von Thurn und Taxis, Guido Westerwelle, Christian Boros und Karl Lagerfeld.

Und last but not least Harald Schmidt, dessen Charakter so gallertartig ist, dass er jede Passform ausfüllen kann. Erst nahm er in seiner Sendung die nationalistische Kampagne »Du bist Deutschland« (2005) mit Zynismus aufs Korn, um anschließend selber mitzumachen. 2008 jurierte er Alice Schwarzer, der oberpeinlichen »Wetten dass«-Kerner-Beckmann-Talknudel und Leni Riefenstahl-Verehrerin, den Börne-Preis zu und hielt ihr dann noch die Laudatio. Nein, mit dem Begriff Nonkonformist verhält es sich so wie mit dem Terminus »Reform«. Beide Worte bezeichnen heute das genaue Gegenteil ihrer früheren Bedeutung. Das nennt man Wertewandel! Nein, mit diesen »Eliten« wollte Michael Stein nie etwas zu tun haben. Er bewegte sich im realen Alltag der Gesellschaft und war eher zu Hause auf der B-Ebene. Er sang

das Hohelied auf die Faulheit, war bekennender Sozialhilfe- und später Hartz IV-Empfänger sowie heimisch auf vielen Lesebühnen der Stadt. Stein begründete auch die »Höhnende Wochenschau« und zusammen mit Wiglaf Droste das »Benno-Ohnesorg-Theater« in der Volksbühne. Vereint schrieben Michael Stein und Wiglaf Droste 1990 für die »Titanic« den sarkastischen Artikel: »Drecksäcke bekennen: Ich bin ein Berliner«, in dem die Autoren mit der Mischung aus sektseiligem, deutschnationalen Einheitstaumel der Opportunisten, Alt- und Neunazis und dem würdelosen Anbiedern der Ostler an den Westen abrechneten. Das war Minderheitenprogramm pur.

Gerne lotete Michael Stein die Grenzen des »guten Geschmacks« aus, um sie mutig und einsam zu überschreiten und irritierte dabei auch Freunde und Kollegen. Als auch in der TAZ, deren Autor er war, die große Suche nach Stasi-Agenten und ein dementsprechendes Outing en vogue wurde, bekannte er eben dort freimütig: »Ich war der Mann hinter Till Meyer! Bekenntnisse des Westberliner Underground-Poeten und Dramatikers Michael »Arschloch« Stein.« Dort gab Stein in vollendeter Ironie den freiwilligen und selbstbeschädigenden Akt der TAZ, Georgia Tornow zur Chefin zu küren, als seinen Desavouierungs-Coup im Auftrag der Stasi unter dem Tarnnamen »Operation Schabracke« aus. Damals riefen alle »Gemein!«. Heute würde kaum jemand glauben, dass Georgia Tornow überhaupt bei der TAZ war. Das ist jetzt nicht unbedingt als Lob für die TAZ gemeint, sondern als Indikation dessen, wie weit man bereits damals war, sich dem absoluten Mainstream zu öffnen. Dass die TAZ auch mal – wenn auch nur für einen Tag – ganz anderen Leuten die Tür öffnen würde, war damals noch nicht abzusehen.

Michael Stein konnte auch schon mal kräftige Sexismen bemühen und gefiel sich darin, die political correctness der linken Szene zu verletzen. Bei einem Abend des Benno-Ohnesorg-Theaters hielt er im gut gefüllten Saal ein Diktiergerät an das Mikrofon. Ein fulminantes Schnarchen war zu hören. Angeblich war dies das Schnarchen einer Frau, mit der er die Nacht verbracht hatte und seine Beweisführung zum Thema: Auch Frauen können schnarchen. Ein Teil des weiblichen Publikums reagierte ob dieser Verletzung der Intimsphäre empört. Michael Stein zeigte sich gerne als Stinkstiefel, rotzig, pubertär und gleichzeitig genial im verbalen Biss. Ähnliches hat auch eine Figur versucht, die auf den Namen Benjamin von Stuckrad-Barre hört, aber von Michael Stein soweit entfernt ist wie die Dürre von der Überschwemmung. Zu gerne wüsste ich, was Stein über so einen schreiben würde, der das Loblied auf die »Bild«-Zeitung singt und sich, seinen Kopf und seine Häme allen verkauft, die willig sind, ihm einen gut bezahlten Job zu geben. Dass er darüber hinaus nur selten originell ist, scheint nicht das Schlimmste. Das Schlimmste ist die Charakterlosigkeit, mit der er sich bei dem gegelten Backpfeifengesicht Kai Diekmann einschleimt, das Hohelied auf den Kapitalismus singt und öffentlich mit Dreck nach gesellschaftlich schwächeren Projekten wie der TAZ wirft, die ihn immerhin mal ein Volontariat machen ließ. Anders formuliert: Was Menschen wie von Stuckrad-Barre so unüberbrückbar tief von Persönlichkeiten wie Michael Stein unterscheidet, ist die Gier, unbedingt dazugehören zu wollen. Stein und wenige andere haben sich endgültig damit abgefunden, in einem Volk, das mehrheitlich aus Arschlöchern besteht, dauerhaft den Minderheiten- wenn nicht sogar den Außenseiterstatus einzunehmen. Der Vorteil: Aus dieser Position hat man die bessere, weil distanziertere



Sicht auf den alltäglichen Dreck der Mitte. Doch ging es Stein nicht immer nur um vernichtende Kritik, Abgrenzung und Häme gegen Herrschende, sondern gleichzeitig auch um Liebe, eine andere Seite dieser Medaille. Denn er konnte ein durchaus liebevoller und zärtlicher Frauenbetörer sein.

Darüber hinaus war Stein allen Drogen gegenüber aufgeschlossen und ein Relikt der westberliner Boheme. Als er in der DDR nach 89 gefragt wurde, wovon er lebe, antwortete er: »Ich hab mal ne Ausbildung als Ladendieb gemacht.« Seine Vorträge, seine Suaden gegen Anpassung, Opportunismus und deutsche Einheit polarisierten und ließen niemanden kalt. 2007 starb Stein mit 55 Jahren an Lungenkrebs. Seine Zwischenrufe fehlen.

MATTHIAS REICHELT

Klaus Bittermann (Hg.): Michael Stein: *Ich bin Buddhist und Sie sind eine Illusion*. Edition Tiamat, Berlin 2008, 166 S. (mit CD). INBS 978-389320-12-42, 16 €.

Eine ähnliche Fassung dieses Artikels sollte 2008 in dem Magazin *Hate* erscheinen. Eine Drucklegung wurde von der Redaktion abgelehnt mit der Begründung, dass man nichts gegen *BILD*, Henryk M. Broder und Benjamin von Stuckrad-Barre hätte. Okay, dachte ich mir, das wäre für Michael Stein dann auch ein falscher Kontext gewesen.

---

## Walser in Weimar

Der Blitz wischt pink über die alten, bleigefassten Kirchenfenster, gefolgt von einer Detonation überm Dachfirst. Walser zuckt hoch, weist mit dem Finger auf sich, verschluckt für ein paar Sekunden die etwas zu angespannte Stimme. Juvenil sollte sie sicher klingen, so wie die testosterongespeisten Passagen seines neuen Romans.

Im Hintergrund, von ihm respektlos als Bühnenbild titulierte, eine Altarmalerei. Darauf der Gekreuzigte und schräg unter ihm Luther mit der Bibel in der Hand. Ein wenig unwohl mag es Walser sein. Ein gefälliger Witz überspielt den sichtbaren Bruch zwischen der sakralen Atmosphäre und seinem frivol-tragischen Lesestück. Was wäre das Leben ohne penetrierende Provokationen, insbesondere die körperlichen, genauer: die fleischlichen, denen sich das Wort Lust wie ein Vagina anschmiegt. Walser weiß explizit um seine Schwäche, dieses Gegenwartsverweigernde der Fantasie alter Männer, die dem tatsächlichen körperlichen Zustand nur äußerst unwillig folgt; zerrig ist sie, wie ein kleines, quengeliges Kind an der Hand der Mutter. Das von ihm höchstselbst gelesene Wort »Eierlecken« spreizt die Emotionen des Publikums auf wie auch die Schenkel geistig allzu einsamer Verehrerinnen. Man mag es ihm nicht verübeln, einen Tag vor dem Geburtstag Goethens, in einer erektilen Linie alter Männer zu stehen, die sublimierend ins Wesentliche läuft und sich im Unendlichen mit der Parallelbahn des Universums schneidet.

Der 79jährige schaut auf, verärgert, dreht den Kopf, fixiert ein ihm Unangenehmes, fordert den Fotografen grantelnd auf, nun endlich sein Bild zu schießen. Grell zuckt es über Stehpult und Antlitz. Walser wendet sich wieder seinem Buch zu, reibt sich geblendet die Augen. Nörgelnd, ungehalten bricht er wenige Worte später ab, klagt über den visuellen Ausfall von Buchstaben, fängt sich, liest weiter.

Links halbhoch auf mehreren Etagen gestaffelt ranken hölzerne Frauenskulpturen. Die unterste schlank, jung, mit attraktiven Brüsten. Nach oben hin verliert sich das Geschlechtliche zunehmend, um androgyn und sächlich eingefärbten Wesen Platz zu machen.

Meine Fantasie wird müde, schwer. Ich gleite ihr nach. Gemurmel dringt zu mir. Das Schicksal eines alten Bankers. Was hat das alles mit mir zu tun. Die Wärme zieht die Augenlider tief. Ich sacke mit schmerzenden Knien ins viel zu enge Kirchengestuhl. Das vertrauliche Kichern eines Walserintimus ein paar Sitze weiter dringt in meine getrübe Wahrnehmung. Jeder zweite Satz reizt ihn zu wissender Heiterkeit. Menschlich, vielleicht allzumenschlich, wie ich finde, was meine Sympathie für das Weimarer Publikum, seine intellektuelle Manieriertheit, nicht gerade steigert, ebensowenig wie die tuschelnde Verhandlung des Banalen durch die Masse am Ein- und Auslass: ER, SEINE späte Erotomanie, SEIN Leben, DIE Grass- und Reich-Ranicki-Geschichten.

Walser endet, geht ab, ohne übermäßig arthritisch oder koronarinsuffizient zu wirken. Am Ausgang der obligatorische Buchstand. Fans mit glänzenden Augen kaufen, lassen signieren. Die Buchrückseite ist geschmückt mit omnipotenten Kritiken omnipotenter Kritiker. Kein guter Grund, ihren Tod in Sprache zu brennen. Angstblüten rieseln aus den Orgelpfeifen, legen sich den Andächtigen auf die zumeist schütterten Haare, die sich im halbdunklen Hauch der Kirchenluft sacht bewegen. Als ich ins Freie trete, schlagen Regentropfen schwer und teigig auf meinen Kopf.

EBERHARD LOOSCH

---

## Römische Offenbarungen

Die *Römischen Offenbarungen* waren mir sehr leicht und sympathisch zu lesen. Ich teile von ganzem Herzen die darin ausgeführten Medienkritiken und bewundere die ausgedrückte (Selbst-)Verständlichkeit, dass die »Schüchternheit«, also die Unzugehörigkeit erst den Mut verspricht, zu rebellieren. Nun sind aber Schurz und Brener offenbar so nah ins Künstlertum hineingeboren worden, dass sie die Gesellschaft, welche jenes bedingt (exakt das statuslabile Spekulantentum) nicht ins Blickfeld kriegen, die Kunstmafia, anstatt sie als Brot zu sehen, sie als Missgeburt definieren, denunzieren, nicht unähnlich den orthodoxen Religiösen, die latent zu Fundamentalisten regredieren.

Was mir an dem Büchlein (sie nennen es »Puch«) prima gefällt, ist die klare, antianalytische und wunderbar bildhafte Sprache (kontraproduktiv darin die pseudopädagogischen Kinnhaken), natürlich auch die quasi bohémienne, überkandidelt Foucaultfrankofile, subproletarisch beinahidentifizierte neoromantische Attitüde, die mir allerdings (immerhin soweit ich auch in ihr stecken geblieben bin) eher konventionell erscheint. (Genauso wie der Gruß mit beschissener Hand: Flaubert wollte vor knapp 170 Jahren schon ein Restaurant eröffnen, in dem nur Scheisse serviert werden sollte.)

Die Autoren beschreiben wunderbar treffsicher das Phänomen unserer pervertierten Museen, Galerien und Stiftungen, aber leider finden sie keinerlei Anpack, diese Erkenntnis- und Sinnvernichtungsmaschinen materiell fassbar zu machen, die auf mich wirken, als wäre deren explizite Aufgabe, jegliches